

Offener Schreibbrief von Lizzie Hanfstengel.



No. 523. Wenn ich mich auch oft immer unsere Kids ärgern muß, so muß ich dieselbe Zeit doch sage, daß es artig schmarre Kinder sind un daß die Idahur ihren Weg in die Lumpenwelt mache wer'n. Was die nit fertig bringe, das is nit werth, daß mer es lädele duht. Immer mache se sich ebbs zu schaße, un wenn es auch mechtichentheil's Sache sin, wo von keinem Jubel sin, so kann mer doch sehn, daß se denke un daß se ihren Gohst mit ebbs adjupeie un das is bei so Kids viel werth.

Den annere Dag hen ich ausgefunne, daß se sich e Lustschiff baue, so was mer auf deitich en Chropfan rufe duht. Wie ich ausgefunne hen, da hen ich gesagt: „Ihr Buwe, so ebbs könnt Ihr nit duhn, da sin Schkill un Eckpierrez un was all nötig.“ „Well, hat der Bennie gesagt, du werst es ja ausfinne. Schkill un Eckpierrez duhn zu natkings emante, wenn mer nit weis, wie mer es mache muß un du tannst dein alte Winterbannet dran bette, daß mir wisse wie.“ Was sage se zu so en Gabl, Mister Githor? Ich hen se dann auch ganz rubig gehn lasse un ich muß sage, das Ding hat en gute Progreß genomme. Se hen awmer auch jede Minut dran geschafft; se hen jetzt Fedehschen un da hen se off Rohes plentie Zeit gehabt. Ich hen se e ganze Lait Geld gewinne müße für alle mögliche Stoff zu kaus, awmer was kann mer da dagege duhn? Es is mich ennuhu viel liever gefesse, daß se sich in die Jhd mit ebbs beschäftigt hen, als daß se in die Stritte erum gelaufe sin un die Piebels gehattert hen. Se hen keins von die Kids an die Stritt erlaubt in die Jhd zu komme, bitabs se hen nit harwe wolle, daß die gesehn hen, was se duhn. Mit emal ihren Pa hen se ihr Lustschiff sehn wolle lasse. Ich allein sin in den Stritt gewese un das hat mich von die Buwe recht gut gefalle. So soll es auch sein, die Mutter soll immer von alles unerrichtet sein.

Uff en schöne Dag is der Bennie komme un hat gesagt, se wäre jetzt fertig un weil ich immer so gut zu se gewese war un hätt se in en feineschil Weg suppoiret, wolle se auch harwe, daß ich den Bennieffit davon hen soll: Ich derst die erschte Reit in den Chropfan mache. Da hen ich gesagt: „Bennie, hen ich gesagt, ich eprieche die das ehrenvolle von eiere Zwitwischen awmer ich sin sarrte zu sage, daß ich nit edzette tann. So e Ding wie Ihr eins gebit habt is nit sitt for en Mensch zu terrie un in die erschte Reit nit so e staute Person wie ich eine sin. Laßt eieren Balluhn erscht emal mitaus jemand aufsteie.“ Du bist sonnie, hat der Bub gesagt, das war mich auch e schönes Lustschiff, wenn mer nit dein reite tann. Well, hen ich gesagt, ich will emal sehn, mehóie daß ich noch mein Meind ischephsche. Well hat der Bennie gesagt, heut Nachmitag um 2 Uhr gebts los; ich kahlte for dich un dann mußt du komme. Ich hen mei Dinner gekocht, mer hen Dinner gehabt un dann hen ich, wie mei Dishes gewasche ware, mich mein Rader in en dunkle Plag gestellt un hen e kleine Rest genomme. Auf einmal sin die Buwe komme. Se hen mich so lang getiecht bis ich mit se in die Jhdre gange sin. Der Chropfan hat in die Jhdre gestanne un ich muß sage, es hat ziemlich sollid geguckt, blos hen ich nit glawe könne, daß so e Ding werthlich en Mensch in die Luft nem me könn. Se hen mich getiecht wie alles, ich sollt mich enei sege, ich hen reffjuht un wie mer immer so einfellig is, hen ich schließlich doch nachgewe un hen mich enei geseht. Der Bennie hat sich vorne hingeseht for zu siere. Er hat sich for die längste Zeit un die Meschinerie zu schaße gemacht, bis uff einmal die Meschinen en Tüert kriegt hat un die Wickseln hen gemußt. Zuerst ganz langsam un dann immer schneller sin mer in die Höh gange un ich muß sage, ich hen so praut gefühlt, als ob ich en Preis for das beste höhm mehó Brot gekriegt hätt. Bald sin mer immer die

Ruffs von die Haifer gewese un mer sin immer weiter komme un immer höher un schließlich hen die Widings gequkt wie Dienotts. Es is mich ganz disse geworde un ich hen gar nit mehr daunstehts gude könne. Well, Ma, hat der Bennie gesagt, ehnt seie e Börd? Ich kann nit annerliche tegele, es is ebbs grohartiges gewese. Da hat es auf einmal en Krach gewese. Die Meschinen hat gestoppt un der Bennie hat gesagt: Ma, jetzt sin mer de Rage. Die Jnschein is an mich daun gebroche, du besser tschumpst. Bist du trehsig hen ich gesagt, wir tann ich als e Lehdie da enunne, tschump. Well, hat er gesagt, mehbie du fällt auf ebbs sahstis; ich weis kein annere Weg. Da hen ich mich an die Seit erunnergeleste un mich erunner bandle lasse. Mer sin gefunte un ich tann Jhne sage, ich hen gequkt, wie en Monster Balluhn. Ich sin erschekmt gewese wie alles, bitabs was solle die Piebels deute, wenn se mich in so e Sitjhenschen sehn! Da hat der Bennie gehallert: „Ma, tschump, die Meschinerie geht in Piebes!“ Da sin ich gefschump un e Sedend später hen ich an den Grund gelege. Dann tann ich mich nids mehr erinnere bis ich nach die längste Zeit wieder zu mich komme sin. Wie ich die Auge aufmache, hen ich in mei Sittenrum an den Flohr gelege. Ich sin bei mein Rest eingeschlofe gewese un war von den Rader gefalle un die ganze Storie von die Chropfan Reit hen ich nur gedriemt gehabt. Mit beste Niegards Yours

Lizzie Hanfstengel.

Ausrede.

Richter: „Wenn Sie keine böse Absicht hatten, warum hielten Sie dann das Automobil im Walde an?“
Strolch: „O, id wollte nur 'n bißten Benzin, um meine Krawatte zu pugen!“

Durchschau.

Er: „Liebste Dora, ich habe mich entschlossen, Dir den Pelzmantel zu kaufen.“
Sie: „So — was für eine Dummheit willst Du da wieder bemänteln?“

Stimmt nicht.

„Ach, ja — erinnere mich — sehr gute Familie — haben noch Brüder, lieber Leutnant?“
„Nur einen, Herr Baron!“
„Kurios, sprach neulich mit Ihrer Schwester, sagte mir doch, daß sie zwei Brüder hätte!“

Mühtiger Gedanke.

„Können Sie sich vorstellen, Herr Müller, wie einer den Schmerz verbeißt, dem alle Zähne eingeschlagen sind?“

Unangenehme Begegnung.

„Hat das Publikum gestern auch wieder mitgespielt?“
„Sogar 'übel'; der Mephisto ist bettlägerig!“

Besserung.



Besucher: „Ach — ist der Herr Leutnant noch heiser?“
Wirth: „Ne, is wieder ganz jut — konnte heute Morgen schon ganz deutlich 'Gornadse' zu mir sagen!“

Reidisch.



Kinder: „Water, laß' uns auch einmal mittrinken!“
Water: „Geht nicht, Kinder — es sauft so schon eene Fliege mit!“

Die wirthschaftliche Entwicklung Italiens.

(Continental-Korrespondenz.)

Während alle anderen europäischen Großstaaten im letzten Jahre neuer Steuern oder Anleihen bedurften, um das Gleichgewicht der Einnahmen mit den Ausgaben herzustellen, hat Italien zum erstenmal seit seiner Begründung vor 50 Jahren einen Ueberschuß aufzuweisen, obwohl die Folgen des großen Erdbebens von Weihnachten 1908 außerordentliche Aufwendungen zur Unterstützung der heimgesuchten Oeandern notwendig machten. Seine Staatsanleihen stehen, obwohl sie auf 3 1/2 pCt. lombardiert worden sind, über Paris und sind fast vollständig im Inlande untergebracht. Das Land ist in den letzten Jahren wirthschaftlich erstarkt und ist mit Recht stolz auf den glänzenden Erfolg der von dem früheren Premierminister Gioiotti und dem jetzigen Lugazzi durchgeführten Konversion. Auch der Außenhandel hat sich von dem Rückschlag des Jahres 1908 wieder erholt und mit einer Gesamtsumme von 4912 Mill. Lire die frühere Höchstziffer wieder etwas übertraffen. Davon entfallen allerdings nur 1833 Millionen auf die Ausfuhr und nicht weniger als 3079 Millionen auf die Einfuhr. Dennoch ist die Zahlungsbilanz Italiens sehr günstig geblieben, denn die Bevölkerung hat zwei Einnahmequellen, die allein beinahe hinreichen, um die Differenz auszugleichen. Das sind die ungeheuren Summen, die der Fremdenverkehr ins Land bringt, und die Geldsendungen im Auslande arbeitender Italiener an ihre Familien in der Heimat. Das Geld, das die fremden Reisenden ins Land bringen wird nach Abzug der Ausgaben, die Italiener auf Reisen in anderen Ländern machen, auf 600 Millionen Lire geschätzt. Die italienischen Arbeiter, die auf einige Jahre ins Ausland gehen, senden etwa 400 Millionen Lire an ihre Familien. Dazu kommen noch die Erträge der Küstenfischerei und die Verproviantierung der aus italienischen Häfen auslaufenden Schiffe. Rechnen wir dazu, daß bei den importierten Waaren die Transportkosten mit angerechnet sind, bei den exportierten aber nicht, so erscheint Italiens Handelsbilanz in günstigem Lichte.

In sehr gewaltigem Aufschwung ist die italienische Industrie begriffen. Die Nationalökonomie haben es zwar als ein unüberwindliches Hindernis der Industrialisierung der Apenninischen Halbinsel hingestellt, daß die Natur ihr Steintohlen- und Eisenerzlager ver sagt hat. In der Tat spielen bei der Einfuhr Steintohlen und Eisen eine große Rolle. Aber mehr und mehr findet Italien in seinen Wasserkräften durch elektrische Kraftanlagen einen Ersatz für die Steintohlen als Kraftquelle. Außerdem hat sich die Eisenproduktion und Stahlerzeugung seit 1904 verdoppelt. Man hat also wohl diesen Nachtheil der natürlichen Verordnung als wirthschaftlichen Faktor überschätzt.

Noch erheblicher als der Kohlenimport ist die Getreideinfuhr, der Italien bedarf. In der Kammer kam es im April 1909 zu sehr lebhaften Debatten darüber, ob es nicht im Interesse der industriellen Arbeiter wünschenswerth sei, die Getreidezölle aufzuheben und dadurch den Brotpreis herabzusetzen. Dem hat sich aber der damalige Ministerpräsident Giolitti lebhaft widersetzt. Er will vielmehr durch einen Schutz Zoll und eine systematische Förderung der Landwirtschaft allmählich eine Umwandlung vorbereiten. Es wird in Italien zu viel Weinbau und zu wenig Körnerbau betrieben, weil in früheren Jahren, als Frankreich von der Reblaus heimgequkt war, für den Wein eine dringende Nachfrage bestand. Jetzt leidet das Land an einer Ueberproduktion an Wein; es wäre also volkswirtschaftlich richtiger, wieder zu stärkerem Getreidebau zurückzukehren, da man in den Industriezentren einen lohnenden Markt finden könne. Die Kammer erkannte die Nothwendigkeit, den heimischen Getreidebau zu schützen, durch eine Resolution an.

Eine andere Frage ist, ob die Auswandererpolitik der italienischen Regierung berechtigt ist. Augenblicklich fördert die Regierung die Auswanderung mit allerlei Maßnahmen. Werden aber dadurch nicht der emporkommenden Industrie die notwendigen Arbeitskräfte entzogen? Die Regierung ist der Ueberzeugung, daß das augenblicklich noch nicht der Fall ist und daß die junge Industrie noch nicht in der Lage sei, die Maschinen und Baulichkeiten zu beschaffen, die zur Beschäftigung der Hunderttausende, die im Ausland Arbeit suchen, notwendig wären. Allerdings regt sich auch bereits im Auslande die Opposition der einheimischen Arbeiter gegen die Konkurrenz der italienischen Wanderarbeiter, die keine Steuern bezahlen und einen niedrigeren standard of life haben. In Frankreich geht man mit dem Plane einem Zoll zu belegen, wie es in Nordamerika gegenüber den Chinesen geschieht. Auch haben die unruhigen Elemente unter den italienischen Arbeitern im Auslande zu vielen Klagen Veranlassung gegeben. In einzelnen deutschen Bundesstaaten hat man es nöthig gefunden, die italienischen Arbeiter ebenso wie die russischen und galizischen durch Ausweiskarten zu legitimieren, um Störenfriede durch polizeiliche Benachdrigung zum Verlassen

des betreffenden Staates aufzufordern. Ganz zweifellos hat die augenblickliche Förderung der Auswanderung durch die italienische Regierung auch eine Reihenseite. Es ist aber zu erwarten, daß mit der Ausdehnung des Getreidebaues und der fortgeschrittenen Industrialisierung Italiens bald der jetzige Standpunkt überwunden wird, auf dem die Auswanderung von Arbeitern als ein Segen für das Heimathland betrachtet wird. Diese Frage muß früher oder später an Italien ebenso herantreten wie an Japan.

Ein Begräbniß ohne Sang und Klang.

(Straßburger Post.)

Die preußische Wahlrechtsvorlage ist gefallen — abgethan — begraben ohne Sang und Klang. Des Freuen wir uns von Herzen, und doppelt freuen wir uns, weil sie gefallen ist noch völliger Klärung der Lage — gescheitert an dem hartnäckigen Widerstand der Konservativen gegen jede wirthliche Verbesserung des preußischen Wahlrechts, gescheitert an der Unehrlichkeit und pharisäischen Heuchelei des Zentrums, dessen Mund trief von salbungsvollen Honigsworten für das direkte und geheime Wahlrecht und das dennoch mit den Konservativen am gleichen Stränge zog. — gescheitert aber auch an dem mannhaften Widerstand der Nationalliberalen, die bis zum letzten Augenblicke bemüht waren, der Vorlage ein freirechtliches und der sozialen Volksschichtung in gerechter Weise Rechnung tragendes Gepräge zu geben. Wie ein Ab hatte es auf der Seele aller wahrhaft liberalen Männer gelegen: Werden die Nationalliberalen fest bleiben? Werden sie sich der zweiten Hälfte ihres Namens erinnern und als liberale Männer einem Entwurf ihre Zustimmung verlagern, der aus reaktionärer Gesinnung geboren war und, wo er Konzeffionen machte, mit der einen Hand zurücknahm, was er mit der anderen gab? In einem Gefühl der Erlösung atmete man auf, als man die Erklärung des Abgeordneten Dr. Friedberg las, die eine volle Abgabe bedeutete u. noch einmal die Nothwendigkeit der direkten Wahl unterstrich. Nein, die Nationalliberalen würden fest bleiben bei der entscheidenden Abstimmung!

Zu dieser Abstimmung ist es nicht gekommen. Nicht einmal ein Begräbniß in allen Ehren hat man dieser Vorlage gegönnt. Nachdem die Parteien ihre Erklärungen abgegeben und trotz dringender Ermahnung des Ministerpräsidenten an ihren Abänderungsanträgen festzuhalten erklärt hatten, erhob sich Herr Dr. v. Bethmann-Hollweg, um festzustellen, daß die preußische Regierung unter diesen Umständen keinen Werth mehr auf die Weiterberatung der Vorlage lege. Damit war der Gegenthwurf in allen seinen Formen — Regierungsvorlage, Abgeordnetenhause Entwurf, Abänderungen des Herrenhauses — erledigt und mit ihm alle Anträge der Parteien. Ohne Abstimmung, sang und Klanglos ist die preußische Wahlrechtsvorlage in der Verfertigung verschwunden.

Wir begrüßen diesen Ausgang mit aufrichtiger Freude. Wir haben dem Entwurfe einer Wahlrechtsreform in Preußen gleich von vornherein feierliche Geschnad abgewinnen können. Weder die Regierungsvorlage, die zwar die direkte Wahl bringen, aber die öffentliche Stimmgabe beibehalten wollte und mit ihrer Privilegierung der Unteroffiziersdienstzeit entschieden schlimm daneben griff, — noch auch der konservativ-kerikal verschlechterte Abgeordnetenhause Entwurf boten eine auch nur einigermaßen erträgliche Grundlage für eine wirkliche Wahlrechtsreform. Aber auch die schwächlichen Verbesserungen, die das Herrenhaus in die Vorlage hineinbrachte, änderten an deren Grundcharakter nichts und machten sie für liberal denkende Menschen nicht genießbarer. Wir selbst haben uns stets als Anhänger eines vollstimmlichen allgemeinen, direkten und geheimen Wahlverfahrens betannt, wenn wir auch — im Gegensatz zum unverrücklich festzuhaltenen Reichstagswahlrecht — für die Einzelstaaten ein abgestuftes, der sozialen und Bildungsschichtung des Volkes entsprechendes Wahlrecht dem schablonenmäßig gleichen vorziehen. Für ein pluto-kritisches Klassenwahlrecht mit notbürtig ausgeprägten „Kulturträger-Privilegien“ haben wir dagegen nie etwas übrig gehabt. Und so können wir in diesem Augenblicke nur lebhaft Freude empfinden, da die am falschen Ende begonnene und von Konservativen und Zentrum in felsamer Brüdergenossenschaft betreute Wahlrechtsreform in Preußen das reichlich verdiente Schicksal ruhmlosen Scheiterns gefunden hat.

Für die nationalliberale Partei wäre es ein Unglück gewesen, wenn sie den Versuchungen gegenüber, die während von allen Seiten an sie herangetreten sind, nicht fest geblieben wäre. Und mehr als einmal haben wir mit tiefer Sorge gefürchtet, daß zum mindesten ein Theil der Nationalliberalen sich schließlich mit den Herrenhausvor schlägen abfinden und ihnen zur Annahme verheissen könnte. Die Starrköpfigkeit der Konservativen hat das verhindert; hoffentlich aber auch das zuletzt doch laut schlagende liberale Bewußtsein derjenigen Nationalliberalen, die getreu zu einem „positiven“ Ergebnis



„Kanzl, wenn du dich weiter so dummi anstellst, dann bist du in zwanzig Jahren auch noch ein Piccolo!“

mitgeholfen hätten. Jetzt, da die Gefahr vorüber ist, darf man es laut herausagen: die Annahme dieser Wahlrechtsreform mit nationalliberaler Hilfe wäre die Katastrophe gewesen, — die Katastrophe für die nationalliberale Partei selbst. Selbst wenn es gelungen wäre, durch die Drittelung in den Wahlkreisen anstatt in den Wahlbezirken eine Anzahl nationalliberaler Landtagsmandate in Rheinland und Westfalen zu retten und einige neue zu gewinnen, — die Resonanz in dem preußischen Volke wäre der Partei bis auf den letzten Rest verloren gewesen. Und schlimmer als das: im Reich würde der Umfall der Nationalliberalen einfach verächtlich gewirkt haben. Nicht etwa nur die Jungliberalen, nein, Tausende und Abertausende besonnener, ruhiger nationalliberaler Männer würden einer Partei den Rücken gekehrt haben, die ihre Hand zu einer solchen Wahlrechtsform geliehen hätte. Bei den nächsten Reichstagswahlen würden die Wähler die Dittung erteilt haben. Sie hätte gelaute: völlige Aufreißung der nationalliberalen Partei.

Diese Gefahr ist überwunden. Die nationale Partei hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß sie bereit gewesen wäre an einer wirklichen Wahlrechtsreform mitzuwirken, daß sie aber diesen Wechselbalg, den man dem preußischen Volke untergeschoben wollte, ihre Zustimmung verlagern müßte. Diese Haltung wird man in allen gut national und liberal fühlenden und denkenden Kreisen unseres Volkes billigen und mit Genugthuung begrüßen. Die nationalliberale Partei hat wie bei der Reichsfinanzreform den Muth gefunden, bis zuletzt Oppositionspartei im besten Sinne — nicht in dem der bloßen, leeren Verneinung — zu bleiben. Sie hat anerkannt, daß in den großen Fragen der Weltanschauung, um die es sich hier handelt, ihr Platz nicht rechts ist, sondern links, wo der gesammte bürgerliche Liberalismus in geschlossener Phalanx steht. Das wird man der nationalliberalen Partei angesichts der Schwierigkeit ihrer Lage doppelt hoch anrechnen müssen.

Die preußische Wahlrechtsvorlage ist erledigt. Der Kampf um die preußische Wahlrechtsreform darf keinen Augenblick ruhen. Er tritt erst jetzt in sein wirklich entscheidendes Stadium. Auch hier werden in Zukunft Kompromisse nöthig sein. Aber die nationalliberale Partei wird sich, so hoffen wir, jetzt fester als je auf den Boden ihrer Magdeburger Beschlüsse stellen und mit aller Klarheit vor allem die Forderung der direkten und geheimen Wahl auf ihr Banner schreiben, die unter allen Umständen die Grundlage für eine wirkliche Wahlrechtsreform bilden muß. In diesem Kampfe wird die nationalliberale Partei an ihrer Seite die fortschrittliche Volkspartei als treue Verbündete finden. Und hinter ihr wird die Mehrheit des preußischen Volkes und die moralische Unterthütung aller Liberalen im Deutschen Reiche stehen. Der Kampf wird nicht leicht werden; er wird Opfer und Selbstverleugnung verlangen. Aber er wird und muß zum Ziel führen. Das ist unsere feste Zuversicht.

Unterirdische Gänge in Sachsen.

Aus Glauchau wird berichtet: In der Nacht zum Pfingstsonntag versant hier plötzlich ein Theil des Straßendamms an der Einmündung der Marktstraße auf den Marktplatz, was den Bruch der Schiene, Gas- und Wasserleitung, sowie die sofortige Räumung eines dreistöckigen Eckhauses zur Folge hatte. Zweifellos ist wieder einmal einer der vielen unterirdischen Gänge eingestürzt, mit denen mehrere Städte unserer Gegend, vor allem Lichtenstein, fast völlig unterminiert sind und von denen sich manche viele Meilen weit verborgen durch das Land hinziehen. Denn von vielen ist die Ausdehnung und die Richtung ebenso unbekannt wie der Zweck, dem sie früber dienen.

Der längste von allen ist wohl der sogenannten Sachsenfollen, der (etwa 17 Meilen lang) von Freiberg bis nach Schwarzenberg an der Elbe (oberhalb

Meißen) sich hinzieht, so daß er die einst wichtigen Silberbergwerke an beiden Endpunkten mit einander verbindet. Ebenso mögen auch noch viele andere solche Gänge im Interesse des Bergbaues angelegt worden sein, mit dem sie dann wieder verfielen. Auch die Prinzenhöhle bei Stein-Hartenstein an der Zwidauer Mulde ist in Wirklichkeit gar keine Höhle, sondern der Ausgang eines solchen Stollens, durch den vermutlich die Prinzenräuber Rosen und Schönfels — die Genossen Kurzens v. Kaufungen — mit dem Altenburger Prinzen Ernst dahin gelangten. Ob aber auch dieser Gang mit dem Bergbau zusammenhängt, ist fraglich, und bei vielen anderen ist es direkt ausgeschlossen. So führt von der Albrechtsburg (über Meißen) ein Stollen erst in dem Berge hinab bis zur Elbe und dann unter dieser hindurch weiter.

Auch die unterirdischen Gänge in Glauchau und in Lichtenstein gehen von den dortigen Schächtern aus. Auch in Werbaun gibt es solche Gänge. In Lichtenstein und Werbaun unternahm es vor ein paar Jahren eine Anzahl Herren, mit dem nöthigen Handwerkszeug und geeigneten Hilfskräften ausgerüstet, den Gang, der diese beiden Städte verbindet, zu durchforschen. Die Lichtensteiner stiegen vom dortigen Schloßhofe aus über drei Treppen in einen Gang, von dem sich später ein Nebengang abzweigte. In beiden Gängen befanden sich in regelmäßigen Abständen von einander Nischen, und die ganze Anlage ist in gothischem Stile ausgemauert. Ihr Bau muß infolge des sehr harten Gesteins eine ganz tolle Arbeit gemacht haben und tann deshalb nur durch Fronddienste bewerkstelligt worden sein.

Mit dem Bergbau kann er nichts zu thun gehabt haben, da hier für Bergleute nichts zu holen war. Umso mehr übertrafste die Höhlenforscher daher, daß eine lange Treppe, über die sie kamen, sehr ausgetreten war, was sie auf eine sehr häufige Begehung deutete. Der eine Gang führte dann zunächst bis an einen Thurm (von 50 Fuß Höhe und 6 Fuß lichter Weite), der charakteristischer Weise nicht über die Erdoberfläche hervorragte. Die Werbauer gelangten ebenfalls bis auf einen größeren, ganz glatt bearbeiteten Raum, dessen Wandflächen jetzt völlig mit Tropfsteinbildungen überzogen sind. An diesen beiden vorläufigen Endpunkten gaben beide Expeditionen ihre mit ziemlichen Mühsalen und Unbequemlichkeiten verbundenen Nachforschungen auf, so daß man also noch nicht alle Geheimnisse dieses Ganges kennt. Seit 1702 sieht man Ausgänge der Höhle, in die die Werbauer eindringen, eine Mühle, und die Müller benutzen diese feichter als Keller, ohne sich weiter darum zu kümmern, wie tief diese in den Berg hinein gehe. Es ist anzunehmen, daß diese Gänge und ihre einstige Bestimmung während der Sturmzeiten des Dreißigjährigen Krieges in Vergessenheit gerathen sind.

Nicht zu haben.



Studio (im Luftschiff): „Was — sein Bier in der Gondel? Gatten, ich steig sofort wieder aus!“

Was tut der Rechtsanwält oft, um eine ungeschickliche Handlung zu rechtfertigen? Er beruft sich auf das Gesetz.